

Der Philologe als Meister

Zum Tod von Jean Bollack

„Maîtriser la matière“ lautete ein Kennwort Jean Bollacks: „Den Gegenstand bemeistern“. Er hatte dem Wort einen eigenen Sinn gegeben. Bollack wollte darin den monarchischen Anspruch des großen Kunstwerks anerkennen, von dem Paul Valéry gesprochen hatte. Diesem Anspruch des Dichters, seine Welt zu beherrschen, galt die Solidarität des Philologen Bollack, der sich das Wort „maîtriser“ aneignete und den Anspruch als Wissensanspruch verstand. Der künstlerische Wille sollte der Maßstab für die Philologen sein, die in ihrem Metier, strikt außerhalb der Kunst, ihm gerecht werden mochten. Doch der philologische Arbeitsaufwand führte nur dann an die Dichtung heran, wenn der Interpret die dem Werk gemäße Subjektivität aufbrachte. Bollacks Subjektivität hatte nichts mit dem Wort „subjektiv“, aber alles mit der Stellungnahme eines Subjekts zu tun. Kraft dieser Subjektivität konnte der Interpret das Werk in seiner Individualität erkennen. Und er würde kraft des mit der Subjektivität verschmolzenen Charakters fähig sein, die eigenen Einsichten zu verteidigen.

1923 in einer jüdischen Familie im Elsass geboren, lernte Bollack während des Kriegs in Basel bei Peter Von der Mühl die große Tradition der deutschen Klassischen Philologie, namentlich der Gräzistik, kennen: „Die Philologie, die klassische, war eine Welt für sich, sie war etwas Höheres, das Hingabe verlangte, wie im George-Kreis das Leben in der Kunst.“ Bollack war auf die Literatur, in der man leben konnte und wo die Ansprüche denen der Universität gleichen, schon vorbereitet worden – im Gymnasium, zu Hause, wo Bollacks Mutter unter den vielen Gästen auch Dichter empfing, oder in der Stadt, wo Bollack oft Edith Landmann traf, eine Freundin Georges. Albert Béguin, der in Basel französische Literatur lehrte und mit Schriftstellern der Résistance in enger Verbindung stand, schlug zu Bollack eine Brücke, die ethisch, genauer: von der Kreatur, und noch persönlicher: von der jüdischen Exklusion her allein möglich war.

1945 entschied sich Bollack für Paris als Lebensmittelpunkt. 1955 bis 1958 zog er mit seiner Frau, der Latinistin Mayotte Bollack, nach Berlin, das ihm hinfort für Deutschland stand, und lehrte als Gastdozent an der Freien Universität. Nochmals kam er 1966 auf Einladung von Peter Szondi, nach dessen Tod

1971 er Szondis Schriften herausgab. Bollacks Hingewandtheit zu Menschen, denen er in Freundschaft eine große Treue hielt, zeigte sich hier beispielhaft. Inzwischen war er in Lille, nicht in Paris, Professor geworden (und blieb das bis 1992), wo er mit Hilfe der Soziologie Pierre Bourdieus, des Weggefährten in Lille, die eigene Wissenschaftskritik schärfte. Die Frage galt der inneren, das heißt institutionellen Notwendigkeit der falschen Anschauungen. Streibar begründete er das „Centre de Recherche philologique“. Ein Zentrum, doch am Rande.

Bollack wurde ein zentraler Außen-seiter: In den sechziger Jahren leitete er als Berater im S. Fischer Verlag für die Geisteswissenschaften die große Reihe „Fischer Weltgeschichte“, 1970 wurde er an das Institute for Advanced Study in Princeton, 1982 an das Wissenschaftskolleg zu Berlin berufen. Im Zeichen des Interesses, das er bei den Fachkollegen nicht mehr fand, wandte er sich in den letzten fünfundsiebzig Jahren dem Theater zu. Ariane Mnouchkine griff auf seine Übersetzungen zurück, ebenso wie Marcel Bozonnet an der Comédie Française für die „Bakchen“ des Euripides. Er fand Kontakt zur Psychoanalyse, und er arbeitete in der oft genug freundschaftlichen Nähe zu Schriftstellern wie Paul Celan, André Frénaud oder André du Bouchet. So erneuerte und nobilitierte Bollack die in Deutschland weitgehend geschwächte Philologie zu einer intellektuellen Instanz. Man konnte bei Bollack die Zukunft einer Wissenschaft finden, die es zu Hause nicht mehr gab.

Die großen Werke über Empedokles (4 Bände, 1965/69), über den „König Ödipus“ des Sophokles (4 Bände, 1990), über Paul Celan (2000 und 2006) und über Parmenides (2006) bilden den Kern des Werks. Bollacks letztes Manuskript liegt derzeit beim Verlag: Es handelt sich um seine „Pensées“, die über den Ursprung einer beeindruckenden Entzifferungs- und Lesefähigkeit belehren, nämlich die stete Reflexion auf Lektüren. Eine unendliche Aufgabe. Bollack reagierte gelegentlich mit einem „Je m’amuse“, wenn die Ansprüche seiner Wissenschaft unerträglich wurden, die Ansprüche einer „Zwangswissenschaft“, wie er auch sagte. Sein Lächeln angesichts des nicht zu Leistenden gab ihm die Leichtigkeit, Ansprüche zu erfüllen. Das Lächeln bleibt im Gedächtnis. Jean Bollack ist am frühen Morgen des 4. Dezember gestorben. CHRISTOPH KÖNIG



Anfangen mit den Griechen: Jean Bollack

Foto Le Monde

Für eine rote Mütze

Schweiz vergibt neue Literaturpreise

Erstmals vergibt die Schweiz ihre neuen Literaturpreise. Sie treten an die Stelle der Schillerpreise und wurden angesichts des Erfolgs, der dem von der Branche vergebenen Schweizer Buchpreis beschieden ist, etwas überhastet ins Leben gerufen; die offizielle Kulturpolitik blickte mit Neid auf das Medienecho, das der spannenden Vergabe jeden Herbst beschieden ist. 800 000 Franken (rund 650 000 Euro) wurden bewilligt. Aus diesem Topf wurden jetzt erst einmal acht mit 25 000 Franken dotierte Preise vergeben. Mit dem Rest will man weitere Maßnahmen und Auszeichnungen finanzieren – ihre Apotheose soll die Veranstaltung auf den Solothurner Literaturtagen im Frühjahr finden.

Wie die Kandidaten des Schweizer Buchpreises werden auch hier die Gewinner auf Lesereise geschickt. Doch acht bekannte Preisträger erzeugen viel weniger Medienwirbel als ein einziger, der eine Endausscheidung gewinnt. Dem Auftrag der Vermittlung zwischen den Landesteilen werden die neuen Auszeichnungen in keiner Weise gerecht, obwohl die Minderheiten überproportional vertreten sind. Vier Preise gehen an deutschsprachige Schriftsteller: Irena Brezná, Thilo Krause, Matthias Zschokke und Arno Camenisch. „Er erleichtert es mir, die Zeit nach Lesungen und vor Publikationen zu überbrücken“, erklärte Camenisch zum Preis. „Ich werde weiterhin sparsam leben.“ Allenfalls eine rote Wintermütze will er sich leisten. J.A.

Immer wieder schön

Hochhauspreis für Frank Gehry

Das Hochhaus „8 Spruce Street“ in New York City ist Gewinner des diesjährigen internationalen Emporis Skyscraper Awards. Der von Frank Gehry entworfene Turm – der erste Wolkenkratzer des amerikanischen Star-Architekten – imponiert mit dem Design einer in die Senkrechte gestellten, sich nach oben verjüngenden Stahlwelle. Die Jury, der – wer will ihr das im Zeichen des Globalismus verdenken? – wohl entgangen ist, dass Gehry schon seine Bauten im Düsseldorfer Rheinhafen und den „Gehry-Tower“ in Hannover nach demselben Muster gestaltet hat, lobt „8 Spruce Street“ mit den Worten: „Er sticht aus der ohnehin schon eindrucksvollen Skyline Manhattan heraus und ist ein neues architektonisches Wahrzeichen New Yorks.“

Platz zwei errang der „Al Hamra Tower“ in Kuwait, den Skidmore, Owings and Merrill entworfen haben. Gelobt wurden seine „skulpturale Form“ und eine klimatechnisch herausragende Steinverkleidung. Die „Etihad Towers“ von DBI Design in Abu Dhabi bestachen mit segelförmigen Umrissen, die an die Vergangenheit der Stadt als Hafen erinnern. Der undotierte, aber begehrte Emporis Skyscraper Award ist nach dem gleichnamigen Anbieterunternehmen benannt, das über die weltweit größte Datenbank an Gebäudeinformationen verfügt. Die Auszeichnung wird seit dem Jahr 2000 jährlich verliehen. bat.



Wo sich einst Ingrid Bergman und Humphrey Bogart in die Augen schauten: Um eine Million Dollar erwartet man in New York für das Piano aus dem berühmten Film. Foto Sotieby's

Wir haben immer noch Paris

Ein altes Klavier wie – beinahe – kein zweites: Das Piano, das im Film „Casablanca“ in der kleinen Bar in Paris stand, ist zu kaufen.

Es lässt sich wirklich nicht behaupten, dass sich das kleine Klavier, das in der Bar „La Belle Aurore“ in Paris stand im Jahr 1940, in den Vordergrund gedrängt hätte. Doch weil „Casablanca“ – dieses unkaputtbare Mythenstück über Liebe und Verzicht, Courage und Heroismus und, aber natürlich: den Beginn einer wunderbaren Freundschaft – zur Erklärung der kommenden Ereignisse eine Rückblende brauchte, kam auch das Piano ins Bild: damit sich Ingrid Bergman

alias Ilsa Lund in dem Café am Montmartre daran anlehnen kann, während Dooley Wilson alias Sam – was denn sonst? – „As Time Goes By“ singt und spielt; damit Humphrey Bogart alias Rick Blaine mit Champagner hinzutreten kann und mit Lodern im Blick – *here's looking at you, kid* – für Miss Ilsa.

Und dank dieser Rückblende wissen dann all die Millionen von Zuschauern, die seither Tränen vergossen haben über das Schicksal von Ilsa und Rick in jenen finsternen Zeiten des Jahres 1941 im französischen Protektorat Marokko, dass es hart werden würde, sehr hart.

Eigentlich hätte das American Film Institute „Casablanca“ vor zehn Jahren nicht zum größten Liebesfilm aller Zeiten erklären müssen, man hätte es auch so bemerkt, und dass es der meistzitierte Film sein soll, verwundert auch keinen. Was allerdings nicht so bekannt war, aber jetzt in dem hübschen Heft zur Auktion des Achtundfünfzig-Tasten-Instrumentchens zu le-

sen steht, ist, dass die berühmte Szene in „La Belle Aurore“ die erste des Films überhaupt war, gedreht am 25. Mai 1942 in den Warner-Bros.-Studios in Los Angeles. Und dass Dooley Wilson dieses erste „As Time Goes By“ zwar gesungen, aber gar nicht gespielt hat; er war kein Pianist, machte nur die Handbewegungen, während ein anderer in den Kulissen spielte.

Die Schätzung für das vom Zahn der Zeit sichtbar benagte Utensil, in cremigem Grün und bemalt mit falschem krakeliertem Elfenbeindekor, liegt bei 800 000 bis 1,2 Millionen Dollar, wenn es am 14. Dezember in New York zum Aufbruch kommt, passend zum siebzigsten Jubiläum des Filmstarts von „Casablanca“. Es ist die Aura, die einem solchen Preis sein Recht gibt; man wird sehen, ob sie wirkt. Übrigens war das Piano zuvor schon unterwegs: Sein Entdecker, der es 1982 aus einer Existenz als unbedeutendes Studioklavier und von dicken Farbschichten befreite – tatsächlich war für solche Requisi-

ten die längste Zeit keineswegs eine glänzende Karriere vorgesehen, sie wurden einfach in anderen Filmen weiter eingesetzt, bis sie abgenutzt waren –, ließ es 1988 zum ersten Mal versteigern. Damals bezahlte der japanische Käufer 154 000 Dollar dafür, was auch schon kein Schnäppchen war.

Und da war doch noch etwas? Ja, das andere Piano, das beinahe genauso aussieht, jenes aus „Rick's Café Américain“ selbst, auf dem – *play it once, Sam, for old time's sake* – „As Time Goes By“ zum zweiten Mal im Film erklingt. Dieses Klavier steht seit vielen Jahren als Leihgabe seines Besitzers im Warner Bros. Museum in Burbank – genau in dem Studio, wo einst der Film gedreht wurde.

„Verhaften Sie die üblichen Verdächtigen“: ein phänomenaler Satz von umfassender Gültigkeit. Die üblichen Aficionados werden gewiss ihre Gebote abgeben, für den charmanten Fetisch aus dem innersten Hollywood. ROSE-MARIA GROPP

Ein Schlachtenbild kommt zur Ruhe

Wieder in Italien: Die „Tavola Doria“ aus dem Umfeld des Leonardo da Vinci ist zurückgegeben

ROM, 5. Dezember Nach siebzig Jahren in dubiosen Besitz ist die berühmte „Tavola Doria“ endlich an Italien zurückgegeben worden. Der Name bezieht sich auf die ursprüngliche Besitzerfamilie eines außergewöhnlichen Ölgemäldes, das Studien für die „Anghiari-Schlacht“ des Leonardo da Vinci zeigt. Weil das bewegte und expressive Reiter- und Prügelsbild des sechzehnten Jahrhunderts ins engste Umfeld Leonardos verweist – einige Forscher schrieben es wegen der charakteristisch verzerrten Gesichter dem Meister persönlich zu –, erließ der italienische Staat bereits 1939 ein Ausfuhrverbot, das 1941 noch verschärft wurde. Dennoch gelangte das Kunstwerk aus der Sammlung des ligurischen Prinzen Marcantonio Doria d'Angri über einen Standesgenossen ins Ausland.

Seit 1961 versuchte der italienische Staat, die Tafel zur Anghiari-Schlacht, die sich inzwischen im Besitz eines Kunsthändlers in Lugano befand, auf dem Rechtsweg zurückzubekommen. Die Neugier auf das Bild wuchs beständig, weil das originale Fresko Leonardos mit demselben Motiv im Palazzo Vecchio von Florenz noch im sechzehnten Jahrhundert von Vasari übermalt wurde und trotz häufiger Nachforschungen als verloren gilt.

Von ebendiesem Schweizer Kunsthändler, Antonio Fasciani, gelangte die „Tavola Doria“ dann 1965 an den Münchner Antiquar Georg Hoffmann, der das Bild mit gewissen Ungeschicklichkeiten restaurieren ließ, aber trotz großen internationalen Interesses nie verkaufen konnte. Nach Hoffmanns Tod im Jahr 1970 verlieren sich die Spuren wieder: bis die Tafel 1992 für eine Summe zwischen dreißig



Wer derlei eine Skizze nennen kann, muss schon Leonardo heißen.

Foto Archiv

Zeitstücklohn

Paderborn ehrt Martin Heckmanns

Der Schriftsteller und Regisseur Martin Heckmanns erhält in diesem Jahr den Margarete-Schrader-Preis für Literatur der Universität Paderborn. Geehrt wird damit ein Autor, der, so die Jury in ihrer Begründung, „mit seiner innovativen Formensprache die Aktualität und Zeitgemäßheit der deutschsprachigen Dramatik unter Beweis gestellt und dem Gegenwartstheater wichtige Impulse für zukünf-

tige Entwicklungen gegeben hat“. Der 1971 in Mönchengladbach geborene Heckmanns, der bereits fünfzehn Stücke – darunter „Schieß doch, Kaufhaus!“, „Kränk“ und „Kommt ein Mann zur Welt“ – vorgelegt hat, ist seit 2009 Dramaturg und Hausautor am Staatsschauspiel Dresden. Die mit achttausend Euro dotierte Auszeichnung wird alle drei Jahre vergeben und Heckmanns am 11. Dezember in Paderborn überreicht. Bisherige Preisträger waren Hans-Ulrich Treichel, Judith Kuckart und Kevin Venemann. aro.

und sechzig Millionen Euro vom Tokyo Fuji Art Museum erworben wurde – nach dessen eigenem Bekunden *bona fide*. Zu einer Ausstellung des Gemäldes kam es dennoch nicht. Auf italienische Beschwerden hin wurde das Kunstwerk seither im berühmtesten Kunstlager des Zolldepots von Lugano verwahrt, während langwierige Verhandlungen zwischen den japanischen Besitzern und Italiens Kunst-Task-Force der Carabinieri spätestens seit 2009 die gegenseitige Blockade aufzulösen versuchten.

Die nun erreichte Übereinkunft bestätigt den italienischen Staat als Alleinbesitzer, womit der Export vor etwa siebzig Jahren als illegal anerkannt ist. Das japanische Museum, welches das Gemälde – so die Zeitung „Corriere della Sera“ – mit zwanzig Millionen Euro versichern ließ und nun mit großem Verlust wieder abgab, darf dafür die „Tavola Doria“ in den kommenden sechsundzwanzig Jahren immer wieder für vier Jahre ausstellen. Doch wird das Bild nach seinem Verbleib in Japan jeweils für zwei Jahre nach Italien zurückkehren.

Momentan wird im Quirinalspalast, dem Sitz des italienischen Staatspräsidenten, ein Anfang gemacht: Präsident Napolitano und Kulturminister Ornaghi eröffnen eine Sonderschau, die einzig dem bedeutenden Rückwerb gewidmet ist und die bis zum 13. Januar geöffnet bleibt. Dann werden sich erstmals italienische Restauratoren und Kunsthistoriker gründlich mit der Tafel beschäftigen und vielleicht Neues über die Zuschreibung herausfinden können. Nach Ablauf der Vertragsfrist im Jahr 2038 sollen dann die Offizien in Florenz zum endgültigen Aufenthaltsort dieses ruhelosen Schlachtenbildes werden. DIRK SCHÜMER